

Citation style

Kreis, Georg: review of: Jürgen Rüttgers / Frank Decker (eds.), Europas Ende, Europas Anfang. Neue Perspektiven für die Europäische Union, Frankfurt/New York: Campus Verlag, 2017, in: Neue Politische Literatur, 63 (2018), 2, p. 366-368, DOI: 10.15463/rec.806102931

First published: Neue Politische Literatur, 63 (2018), 2

neue politische literatur

Berichte aus Geschichts- und Politikwissenschaft

copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

wenn nicht sogar eine Art Schicksalsgemeinschaft. Die beiden Weltkriege, die Europa an den Rand der Selbstzerfleischung brachten, haben zweifelsohne politische Lernprozesse in Gang gesetzt. Die Gründung einer Europäischen Gemeinschaft lässt sich ohne den düsteren historischen Hintergrund kaum verstehen. Später haben die Institutionen der Europäischen Union, wie etwa Gerichte oder die gemeinsame Währung, dazu beigetragen, die sichtbaren und unsichtbaren Fäden zwischen den Völkern Europas enger zu knüpfen. Insofern ist die These von der politischen Machbarkeit eines Volkes keine rein utopische Vorstellung, wie Comtesse selbst zu Recht bemerkt. Gleichwohl ist sie immer noch mehr Hoffnung als gelebte Erfahrung, zeigen doch die politischen Krisenphänomene der letzten Jahre, dass wir von einer europäischen Volkssouveränität meilenweit entfernt sind. Jedenfalls führt an der nüchternen Erkenntnis kein Weg vorbei, dass die europäischen Legitimitäts- und Solidaritätsressourcen begrenzt sind. Am Ende erlaube ich mir die Frage, ob nicht vielleicht der Blick auf die politische Entstehungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika und ihrem kanonischen Text, den Federalist Papers, ergebnisreicher gewesen wäre, um das Problem der Begründung einer großflächigen demokratischen Republik in den Griff zu bekommen.

Berlin

Ahmet Cavuldak

Blicke auf den europäischen Integrationsprozess

Hohls, Rüdiger/Kaelble, Hartmut (Hrsg.): Geschichte der Europäischen Integration bis 1989, 264 S., Steiner, Stuttgart 2016.

Rüttgers, Jürgen/Decker, Frank (Hrsg.): Europas Ende, Europas Anfang. Neue Perspektiven für die Europäische Union, 268 S., Campus, Frankfurt a. M./New York 2017.

Weidenfeld, Werner: Europas Seele suchen. Die Bilanz der europäischen Integration, 556 S., Nomos, Baden-Baden 2017.

Beinahe jeden Monat erscheint ein neues Europa-Buch, nicht wenige von ihnen auch mit mehr oder weniger historischen Rückblicken. Die innovativste des hier vorgestellten Publikationen ist der Eröffnungsband „Geschichte der Europäischen Integration bis 1989“ der Reihe „Europäische Geschichte in Quellen und Essays“ mit 22 Kurzbeiträgen zu einzelnen Momenten der Integrationsgeschichte, etwa zur Atlantik Charta von 1941, zu Churchills Zürcher Rede von 1946, zum Haager Gipfel von 1969, zu Spinellis Votum von 1981 für eine europäische Verfassung oder zur Einheitlichen Europäischen Akte von 1986. Zu jedem Moment gibt es einen Quellentext, der den Ausgangspunkt oder Hintergrund für den Autorentext bildet, der den Kontext skizziert und sich in paraphrasierenden Erläuterungen auch auf einzelne Textpassagen bezieht.

Die Einleitung vermittelt eine historiographische Standortbestimmung und stellt zutreffend fest, dass sich ein signifikanter Wandel abzeichnet: Die Geschichte der unverzichtbaren und weiterhin zentral bleibenden Geschichte der großen Verträge und Erweiterungen werde um vielfältige und dezentral angelegte Einzelgeschichten erweitert. Beinahe entschuldigend wird bemerkt, dass die Integrationsgeschichte, die ein interdisziplinärer Gegenstand par excellence ist, hier einzig von Historiker_innen besprochen wird. Als Positivum wird dem entgegengehalten, dass die Autor_innen ein breites Generationenspektrum abdecken, von Bekannten wie Michael Wildt und Wilfried Loth bis zu kaum bekannten Nachwuchskräften. Zu keinem selbstreflektierendem Kommentar hat hingegen der Umstand geführt, dass dieser Zweig der Geschichtsschreibung noch immer und kaum aus Diskriminierungs-

tendenz in fester Männerhand ist. Bewusst ist den Herausgebern dagegen, dass die Beschränkung auf deutschsprachige Beiträge nicht gerade europaadäquat ist, aber wegen der Übersetzungskosten nötig war.

Die Publikation kann den in der Einleitung mustergültige umschriebenen Thematisierungsdesideraten nicht selber gerecht werden. Es ist stets leichter, Idealprogramme aufzustellen, als diese zu realisieren. Die zusammengekommenen Beiträge belegen nicht einfach nur die begrüßte neue Vielfalt, sie lassen sich doch auch in ein Schema eingliedern: In einem ersten Teil werden Beiträge zu den Integrationsanläufen der Jahre 1929/30–1950 versammelt; ein zweiter Teil deckt die Periode von der Montanunion zum Haager Gipfel 1950–1969 ab; und ein dritter Teil nimmt die Zeit von der Krise der 1970er Jahre bis zum Fall der Mauer 1989 in den Blick.

Wie bei solchen Sammelwerken unvermeidlich, sind die einzelnen Beiträge von unterschiedlicher Qualität. Bei Momenten, in denen man sich besser auskennt, spürt man deren Begrenztheit besser. Von Gerhard Altmanns Beitrag über die Churchill-Rede könnte man sich wünschen, dass er wenigstens in einem Satz sagt, warum es überhaupt zu dieser Rede gekommen ist und dass die beigefügte Bibliografie dem Forschungsstand Rechnung trägt. Der noch vor dem „Brexit“-Moment verfasste Beitrag hat dagegen auch Stärken, und diese bestehen darin, dass er im breiteren Sinn das britische Selbstverständnis erläutert und so die weniger als halbherzige Mitwirkung am europäischen Integrationsprojekt erklärt.

Warum im Sommersemester 2015 an der Universität Bonn der Europafrage eine Ringvorlesung gewidmet wurde, wird in der Einführung der von Jürgen Rüttgers und Frank Decker, beides Politologen, nicht explizit erläutert. Es dürfte aber die sich ausbreitende Infragestellung des Integrati-

onsprojekts gewesen sein, jedenfalls wird gesagt, dass die mit der EU verbundenen Hoffnungen „weitgehend“ zerstoßen seien, viele das Rad der Geschichte zurückdrehen wollen und die Rückkehr zur „vertrauten Nationalstaatlichkeit“ wünschen. Die Publikation geht davon aus, dass die „Grundfesten“ der Europäischen Union erschüttert seien und es allerhand Reformen brauche, um ihre Zukunftsfähigkeit zu sichern. Des Weiteren müsse ein bereiter öffentlicher Diskurs stattfinden, in welchem Universitäten und Wissenschaft eine wichtige Rolle spielen sollten. Unter den 17 Beiträgen finden sich einige bekannten Namen (Dieter Grimm, Fritz Scharpf, Gesine Schwan, Herfried Münkler, Jan-Werner Müller). Wiederum ist der Frauenanteil bescheiden, der Mix ist aber stärker multidisziplinär. Die Geschichte als Disziplin ist schwach vertreten, nicht aber die Geschichte als Materie.

Der in Bonn lehrende Historiker Dominik Geppert stellt in seinem Beitrag sehr zutreffend fest, dass der Ausgang der „Brexit“-Abstimmung weniger von der aktuellen Stimmung als von einer gegebenen politischen Kultur und einer bestehenden Mentalität abhing, dass die Lagerlinie durch beide großen Parteien verläuft und der Vernunfteuropäer David Cameron mit seinem Referendum im Grunde einfach das Gleiche gemacht hat wie Harold Wilson 1975. Die Last der Geschichte bestand da weniger in noch nicht aufgegebenen Empire-Ambitionen als im fatalerweise zur Blaupause gemachten Trick eines Amtsvorgängers der 1970er Jahre. Analysen, welche sich auf die bekannten Europa-Vorbehalte beschränken und einzig die Vergangenheit rekapitulieren, greifen demnach zu kurz. Bekanntlich sind neben alten Kulturmustern die jeweiligen Zukunftserwartungen von erheblichem Gewicht, in diesem Fall die Ausrichtung auf die Wahlen von 2020 in Verbindung mit der zutreffenden Annahme, dass in Wahlkämpfen mit anti-

europäischen Positionsbezügen gepunktet werden kann. In manchen weiteren Analysen dieses Bandes, die von der Gegenwart ausgehen und auf die Zukunft ausgerichtet sind, taucht immer wieder auch die Zeitgeschichte auf. So wird beispielsweise die Bedeutung der Wende von 1989 erörtert, die nun schon ein Vierteljahrhundert zurückliegt. Dabei stellt sich der Eindruck ein, dass die Integrationsgeschichte in zwei Teile zerfällt und diese mit einer je eigenen Erzählung erfasst werden sollen: Zum ersten Teil bis 1989 besteht dieses Narrativ; zum zweiten Teil muss es ernst noch gefunden beziehungsweise entwickelt werden.

Für die Publikation von Texten des hochverdienten Politologen Werner Weidenfeld gibt es vielleicht zwei Anlässe. Beide sind undeckelt, aber gegeben: zum einen der 70. Geburtstag des Autors und zum anderen ist es dieses Europa, das sich zurzeit in einem prekären Zustand befindet und das, wie im Untertitel angedeutet, seine Seele verloren hat, und, wie er gestützt auf Papst Franziskus zwischen den Buchdeckeln am Anfang und Ende bemerkt, diese „wiederfinden“ müsse. Der Untertitel der Schrift ist irreführend oder einfach unzutreffend: Es wird keine Bilanz der europäischen Integration angeboten, es werden vielmehr die weitgehend wörtlich übernommenen Bilanzen rezykliert, die in den Jahren 1980–2016 im „Jahrbuch der Europäischen Integration“ erschienen sind. Darunter finden sich noch immer sehr kluge und einleuchtende Feststellungen, aber in aneinander gereihten undatierten Gegenwarten. Es leuchtet nicht ein, warum zum Beispiel das Kapitel 12 zwar den Originaltitel „Neue Risiken und Konflikte“ trägt, man aber nicht erfährt, dass dieser Text 1991/92 publiziert worden ist. Was man jetzt machen kann beziehungsweise machen sollte, diese Texte einer Analyse unterziehen, die uns sagt, welches die wiederkehrenden Leitgedanken des Autors sind, inwiefern dieser beim glei-

chen Vokabular bleibt und inwiefern neue Haltungen eingenommen werden. Und vom Autor hätte man gerne eine Summe der Betrachtungen bekommen, ja, nun wirklich eine Bilanz der Bilanzen, und zwar nicht bloß den jüngsten Zustand bilanzierend, sondern die eigene Einschätzungen der letzten 36 Jahre. In der letzten Bilanz betont er, wie wichtig es sei, eine neue geistige Ordnung auf der Baustelle Europas zu schaffen. Weidenfeld spricht sich dabei ebenfalls für ein neues Narrativ gewissermaßen zum zweiten Akt der Integrationsgeschichte aus, weil die alten Orientierungskonstellationen weitgehend verbraucht seien.

Basel

Georg Kreis

Die politische Kommunikationsforschung entdeckt das Gehirn

Wehling, Elisabeth: Politisches Framing. Wie eine Nation sich ihr Denken einredet – und daraus Politik macht, 222 S., Halem, Köln 2016.

Politik ist sprachlich vermittelt ungemein wichtig; deswegen sind Analysen, die darauf hinweisen, wie mit Sprache Politik gemacht wird. Wir ahnen es ja – wer mit Blick auf Steuerpolitik von „Steuerlast“ redet oder die Bürger als „Melkkuh“ bezeichnet, wer von „Steuerfallen“ spricht oder „Steuerflüchtlinge“ jagen will, der beschreibt nicht einfach neutrale Zusammenhänge, sondern wählt eine Sprache, die den beschriebenen Vorgang bewertet. Ähnlich verhält es sich mit der berühmten sozialen „Hängematte“, dem „Sozialhilfeadel“ oder dem „Sozialtropf“. Wer diese Wörter verwendet, kritisiert die, die von Sozialhilfe leben, und ruft eine ganze Menge negativ assoziierter Eigenschaften auf, etwa Faulheit und ein Leben oder gar eine Bereicherung auf Kosten anderer („Adel“). Sprachlicher Ausdruck und Bewertung gehen in diesen Fällen also zusammen, die